



Vom Wesen des Budō-Karate

Budō ist der Weg der traditionellen japanischen Kampfkünste. Mabuni Kenei ist diesem Weg bis heute durch nahezu acht Jahrzehnte gefolgt. Er gehört zu den letzten Meistern, die bei den Gründervätern des modernen Karatedō in die Lehre gegangen sind. Der Sohn und Erbe Mabuni Kenwas, des Gründers des Shitō ryū, ist im Lauf seines Lebens zu einem tiefen Verständnis vom Wesen des Karate als Budō-Kampfkunst gelangt. Auf lebendige, fesselnde Weise versteht er es, dem Leser dieses außerordentlich komplexe und vielschichtige Wissen nahezubringen. Dies geschieht in Form von Lebenserinnerungen, technischen Erläuterungen, historischen und philosophischen Ausführungen, Legenden und anekdotischen Begebenheiten aus dem Leben berühmter Samurai und Budōka (Meister des Schwertkampfes, des Aikidō, des Okinawa-te und des Karate). Dem Anfänger vermittelt das Buch eine Idee von den unerschöpflichen Möglichkeiten des Budō als Lebensschule, und der Fortgeschrittene findet vielfältige Anregungen für die eigene Weiterentwicklung oder auch für seine Lehrtätigkeit.

Mabuni Kenei, Träger des 10. Dan, wurde 1918 auf Okinawa, dem Ursprungsort des Karatedō, geboren. Als Sohn eines der bedeutendsten Karateexperten in der Geschichte der Kampfkünste kam er von Kindheit an mit dem Karate und einigen seiner größten Meister in Berührung. Im Alter von 34 Jahren übernahm er den Vorsitz des Shitō ryū. Noch heute, im hohen Alter, hält er regelmäßig Lehrgänge in verschiedenen Teilen der Welt, in denen er authentisches Karatedō vermittelt.

Dieses Werk, aus dem eine ebenso vergessene wie wertvolle Vergangenheit zu uns spricht, ist eine Einladung, dem Weg des »vollendeten Menschen« zu folgen, welcher der wahre Weg des Karatedō ist. Sōke Mabuni geht sogar über diesen Weg hinaus, indem er Verbindungen zu buddhistischer, taoistischer und konfuzianischer Spiritualität knüpft. Möge seine Botschaft gelesen und verstanden werden.

Roland Habersetzer, 9. Dan Karatedō, Sōke (Tengu ryū)



Leere Hand

Kenei Mabuni

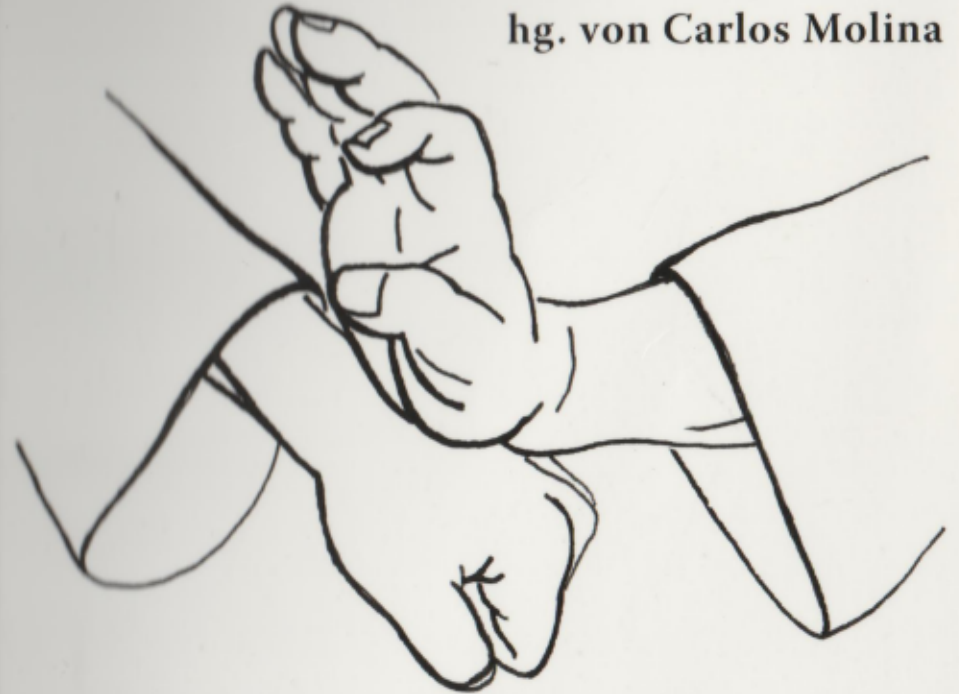


Kenei Mabuni

Leere Hand

Vom Wesen des Budō-Karate

hg. von Carlos Molina



PALISANDER

Die *Niipaipo* ist eine sehr dynamische Kata. Man muß sie unbedingt mit großen, freien Bewegungen und schnell vorführen. Sie ist eine der Kata, die bei großen Veranstaltungen in Japan und im Ausland oft gezeigt werden. Seit den 4. Karateweltmeisterschaften in Madrid wird sie wirklich häufig vorgeführt. Zu meinem Bedauern weicht die Wettkampfversion aber vom Original sehr weit ab. Außer mir kennt anscheinend niemand mehr ihre ursprüngliche Form, obwohl die Kata Bestandteil des *Shitō ryū* ist.

In letzter Zeit ist auch die Kata *Tenshō*, eine der elementaren Kata des *Naha-te*, oft zu sehen. Sie wurde von Miyagi Chōjun, dem Gründer des *Gōjū ryū*, aus den *Rokkishu* des *Bubishi* entwickelt.⁷⁷ Die Besonderheit dieser Kata sind geschmeidige Blöcke mit offenen Händen, die unmittelbar in den Gegenangriff einmünden. Mit den Techniken dieser Kata können auch ältere Menschen einen stärkeren und größeren Gegner kontrollieren.

⁷⁷ *Rokkishu*: (jpn.) »sechs Formen der Hand«. Diese sechs Haltungen bzw. Techniken der Hand, die auch als die »sechs Eisenhände des Shaolin« angesehen werden, sind im *Bubishi* beschrieben. Siehe Habersetzer, R.: *Bubishi – An der Quelle des Karatedō*. 3. Aufl. Chemnitz: Palisander Verlag 2009.

4 Kritik am Budō unserer Zeit

4.1 Die Verwandlung des Budō in Sport

Sport oder Kampftechnik

In jüngster Zeit schreitet die Verwandlung des Karate in einen Wettkampfsport rasch voran. Für die *kumite*-Wettkämpfe spielen die verschiedenen Stilrichtungen keine Rolle, da sie nach Einheitsregeln durchgeführt werden. Zu welcher Schule des Karate der jeweilige Teilnehmer gehört, ist aus seinem *kumite* nicht erkennbar. Deutlich wird lediglich, ob der Wettkampf nach den Regeln des Japanischen Karateverbandes oder des Vollkontakt-Karate ausgeführt wird.

Noch ernster ist das Problem, daß es zu einem Konflikt zwischen *kumite* und Kata kommt. Das für die heutigen Wettkämpfe charakteristische Verfahren, mit einem gesprungenen Tritt (*tobi ashi*) die Distanz zu verringern und so den Gegner zu überraschen, auf seine Schwachstellen zu zielen und für diese Vorgehensweise Punkte zu bekommen, ist sicher rational und effizient. Die in den Kata enthaltenen Techniken sind ja fast alle verboten! Denn die Situationen, die für die Kata vorausgesetzt werden, sind von den für die *kumite*-Wettkämpfe geltenden Regeln meilenweit entfernt.

Leider haben sich aber auch die Kata wesentlich verändert. Man trifft heute immer häufiger auf Sportler, die sich zwar auf Kata spezialisiert haben, dies aber auf der Basis westlicher Sporttheorie tun und dabei auch verschiedene Stretching-Elemente einbeziehen. Das ist eigentlich ein noch ärgeres Problem als die *kumite*-Wettkämpfe. Selbst wenn vielleicht die grundlegenden Bewegungsabläufe der Kata gleichgeblieben sind, so ist in den Wettkampfkata die für das ursprüngliche Karate charakteristische Orientierung auf den Kampf völlig verlorengegangen. Sie vermögen es nicht mehr, die Körperbeherrschung des *Shuri-te* und *Naha-te* zu vermitteln. Sieht man sich heute Katawettkämpfe an, findet man Elemente des *Shuri-te* und des *Naha-te* miteinander vermengt, oder es werden Stöße und Tritte nach den Mustern der westlichen Sportphysiologie ausgeführt, die aussehen wie Schwünge beim Golf oder Baseball. Zunehmend werden Katawettkämpfe zu showartigen Darbietungen, die das allgemeine Publikum anziehen sollen.

Außerdem gibt es noch ein weiteres Problem. Es versteht sich, daß man kampftechnisch orientierte Kata nicht einfach in Form von sportlichen Wettkämpfen vorführen kann. Würde man bei einem Wettkampf die Kata unter kampftechnischen Gesichtspunkten bewerten, würden die Urteile wahrscheinlich beim allgemeinen Publikum Unzufriedenheit auslösen, da dieses natürlich keinen Blick für die kampftechnischen Aspekte hat. Vielleicht wäre es sinnvoll, auf dem Gebiet der Kata etwas Vergleichbares wie beim *kumite* zu ermöglichen. Beim *kumite* kann man klar zwischen kampforientiertem *kumite* und *kumite*-Wettkampf abgrenzen. Warum sollte man nicht eigens für Wettkämpfe neue, wettkampftaugliche Kata entwickeln und so eine klare Trennlinie zu den ursprünglichen Kata schaffen? Ich werde auf diesen Gedanken weiter unten zurückkommen.

Ausgehend von den gerade skizzierten Problemen möchte ich im weiteren ausführlicher darauf eingehen, was Karate eigentlich ist und wie es dazu kam, daß es sich zu einem Wettkampfsport entwickelt hat.

Sportlicher Wettkampf und zeremonielles Spiel

1953, ein Jahr nach dem Tod meines Vaters, wurde ich in der Sendung »Besuch am Morgen« des staatlichen japanischen Rundfunksenders NHK zum Karate befragt. Auf die Frage: »Wird das Karate künftig hinaus in die Welt ziehen?« antwortete ich: »Das Karate wird sich auf jeden Fall weltweit verbreiten, und es wird olympische Disziplin werden.« Fünfzig Jahre sind seither vergangen, aber ich kann mich noch genau daran erinnern, daß ich damals die weltweite Verbreitung des Karate vorhergesagt habe. Ich denke heute noch genauso und glaube daran, daß Karate zur offiziellen olympischen Disziplin wird, und ich war immer dafür. Um aber olympische Disziplin zu werden, muß Karate Sport werden. Ist es jedoch kein Wettkampf, den jeder verstehen kann, dann ist es auch kein Sport.

Alle heutigen Sportarten sind vor dem Hintergrund der neuzeitlichen westlichen Ideen von Freiheit, Gleichheit und Demokratie sowie des kapitalistischen Geistes der Rationalität entstanden. Die wichtigste Rolle spielte dabei das Prinzip des Marktes der freien Konkurrenz. Die Entwicklung des modernen Sports beruhte auf einer Zivilisierung der Regeln, auf einer

Normierung der Einrichtungen und Geräte und auf der Sicherung gleicher Chancen für alle. Dies beinhaltete auch gleichberechtigte Wettbewerbe und deren rationale und effektive Leitung und Beaufsichtigung. Das Ergebnis war die Geburt des modernen Sports als Wettbewerb, für den das Konkurrenzprinzip gilt, also der Geist der Rekorde, des Punktesammeln und des Siegens. Für alle Sportarten sind auf diese Weise Regeln entstanden, die den gleichberechtigten Wettbewerb garantieren sollen. Außerdem wurden Punkte- und Zeitsysteme geschaffen. Für Wettbewerbe, bei denen, wie z. B. beim Boxen, die Gewichtsunterschiede das Ergebnis beeinflussen, wurde auch ein System der Gewichtsklassen eingeführt. Des Weiteren legte man Altersregelungen fest, und die Wettkämpfe wurden nach dem Geschlecht getrennt. Schließlich ging es darum, über Sieg und Niederlage zu entscheiden in Wettkämpfen mit garantierter Chancengleichheit.

Auch in früheren Epochen und anderen Kulturkreisen gab es verschiedene Spiele und Vergnügungen. Beispielsweise spielte man im melanesischen Tangu-Stamm das Taketaku-Spiel. Dafür bildete man zwei Mannschaften und versuchte mit Palmenzweigen, die man warf, einen Holzpfeil zu treffen. Allerdings wollte keine Seite gewinnen. Wenn beide Mannschaften die gleiche Punktzahl hatten, war das Spiel zu Ende. Das war weder Wettkampf noch Sport. Auf Melanesien war natürliche Gleichheit ein heiliges Prinzip. Interessanterweise beruhte das traditionelle Wirtschaftssystem dort nicht darauf, gleichwertige Dinge auszutauschen, sondern auf einseitigen Gaben. Solche Gaben waren z. B. Geschenke zum Geburtstag. Dabei übergab man etwas, das eine Einheit von Gegenstand und Geist darstellte. Grundsätzlich verlangte man dafür keinen Gegenwert. Der wirtschaftliche Austausch beruhte auf dem gegenseitigen Geben solcher Geschenke, wobei der Grundsatz galt: »Nicht zuviel und nicht zu wenig, nicht eins mehr und nicht eins weniger.« Wenn jemand, der beliebt ist und daher viel erhält, auch viel gibt, führt das am Ende immer zu Ausgewogenheit. In der Tangu-Gesellschaft war das Maß für Beliebtheit die Fähigkeit, Gaben auf angemessene Weise zu verteilen. Wer mehr hatte, gab auch mehr, und wer weniger hatte, gab entsprechend weniger. Das Taketaku-Spiel sollte das Prinzip der Gleichheit bestätigen und stellte ein Zeremoniell dar, mit dem das Tangu-Volk sein Leben in einer heiligen Zeit an einem heiligen Ort feierte.

Das Austauschprinzip dieser melanesischen Gesellschaft unterschied sich vollständig von dem der freien Marktwirtschaft der westlichen Moderne. Das trifft aber auch für das vormoderne Okinawa oder das damalige ländliche Japan zu, die wie die Tangu-Gesellschaft vom Geist des Gebens bestimmt waren. Es herrschte dort keine Konkurrenzgesellschaft, in der die Starken gewannen und die Schwachen verloren. Es war eine Gesellschaft der gegenseitigen Wohltaten, in der man sich gegenseitig unterstützte, indem man, den Gaben entsprechend, zurückgab. Im Prozeß der Modernisierung wurde natürlich auch in Japan eine Markt- und Konkurrenzgesellschaft eingeführt.

Das Budō ist aber kein Wettkampf, der auf dem Konkurrenzprinzip beruht. Hier herrscht der traditionelle Geist der gegenseitigen Wohltaten. Dabei versteht und entwickelt man sich selbst immer weiter, indem man sich aneinander reibt und »schärft«. Das ist also nicht verwandt mit einer Konkurrenz der Fähigkeiten, bei der es um Sieg oder Niederlage geht. Damit sind der Entwicklung des Budō zum Sport grundsätzlich Grenzen gesetzt.

Hagoita – Zeremoniell und Spiel

Auch in Japan gibt es ein traditionelles, *hagoita* genanntes Federballspiel, das kein Sport ist. Es handelt sich um ein japanisches Kulturgut, das man wie ein Zeremoniell ausübt. Da derjenige gewinnt, der sein Gegenüber dazu bringt, daß er den kleinen Federball auf den Boden fallen läßt, muß man den Ball schnell zurückschlagen, bevor er einem vor die Füße fällt. Aber *hagoita* spielt man nicht, um den Gegner zu besiegen. Man spielt es, um den Federball so oft wie möglich zurückzuschlagen. Deshalb ist es eigentlich nur Unachtsamkeit, wenn man den Ball an eine Stelle schlägt, wo der Mitspieler ihn nicht richtig treffen kann. Um daraus einen sportlichen Wettkampf zu machen, würde man einen abgegrenzten Platz brauchen, und man müßte ein Netz spannen. Ob man daraus einen Sport machen oder ob man einfach ein Könner im Federballschlagen werden will, das ist ein Unterschied wie Himmel und Erde.

Kürzlich erläuterte im Fernsehen ein Forscher, daß die Federn dieses Federballs eine Libelle repräsentierten. Die Libelle wiederum vertilgt Mük-

ken, welche bekanntlich häufig Krankheiten verbreiten. Deshalb spielte man *hagoita* als volkstümliches Zeremoniell, mit dem man um das Verschwinden von Epidemien bat.

Aber *hagoita* ist gleichzeitig auch einfach ein Spiel, bei dem man eben versucht, den Ball so oft wie möglich hin und her zu schlagen. Man spielt es als friedliche Vergnügung zum Neujahrsfest an öffentlichen Orten. Wie beim melanesischen Taketaku soll man weder gewinnen noch verlieren. Es geht nicht um Wettstreit, sondern allein darum, Freude daran zu haben, sich gegenseitig den Ball zuzuspielen. Obwohl es auf den ersten Blick etwas ganz anderes ist, kann man im Budō den gleichen Geist finden.

Sport oder Budō, was ist »ernster«?

Manche sagen, Budō sei ernster Wettkampf, für den man sein Leben einsetze, Sport hingegen nur Freizeitvergügen. Doch diese These ist falsch. Auch Sport ist ernsthafter Wettkampf, bei dem mit vollem Einsatz gekämpft wird. Ob es sich um die Olympischen Spiele, um Meisterschaften im Fußball, im Tennis oder in der Leichtathletik handelt, immer ist es Wettkampf, bei dem es um alles geht. Die Frage ist, ob Budō in anderer Weise ernster Wettkampf ist als Sport.

Das Wesen des Sports ist die Regel. Regeln aufzustellen und nach ihnen um den Sieg zu kämpfen, selbst wenn man sich dabei gegenseitig tötet, das ist Sport. Der Ursprung der Olympiade, d. h., auch der Ursprung des Sports, war das antike Pankration.⁷⁸ Hier kämpfte man ohne zeitliches Limit und ohne technische Einschränkungen mit blanken Fäusten auf Leben und Tod. Das bedeutet aber nicht, daß es überhaupt keine Regeln gab. Es gab nämlich die eine Regel, daß die Gegner mit blanken Fäusten gegeneinander kämpfen mußten, bis einer starb oder sich unterwarf. Somit war nur die Frage von Sieg oder Niederlage klar geregelt, weiter aber nichts. Das ist

⁷⁸ Pankration, (griech.) »Allkampf«: Im antiken Griechenland ausgeübter sportlicher Zweikampf, der die Elemente des Faust- und des Ringkampfes miteinander verband; erlaubt waren fast alle Mittel (verboten waren Kratzen und Beißen), um den Gegner kampfunfähig zu machen. Pankration war seit 648 v. Chr. olympische Disziplin. – Brockhaus Enzyklopädie in vierundzwanzig Bänden. Bd. 16. 19. Aufl. Mannheim: F. A. Brockhaus 1991.

natürlich etwas völlig anderes als der von den Ideen des Humanismus geleitete moderne Sport. Aber der antike Sport ist dennoch dessen Urquelle. Man tötete einander, aber es geschah in fairer Weise, als Sport.

Was im Sport aber Sieg ist, kann im Budō Niederlage sein. Umgekehrt kann auch etwas, das im Sport eine Niederlage wäre, im Budō Sieg bedeuten. Der bereits weiter oben erwähnte Zweikampf zwischen Miyamoto Musashi und Sasaki Kōjirō auf der Insel Ganryū Jima ist hierfür ein gutes Beispiel.⁷⁹ Wäre ihr Zweikampf Sport gewesen, hätte Musashi allein schon durch sein Zuspätkommen die Regeln verletzt und somit verloren. Und die unfaire Herstellung des längeren Schwertes wäre ein klarer Verstoß gegen das Prinzip der Gleichberechtigung und Chancengleichheit gewesen. Budō ist aber kein Wettkampf im Sinne der Chancengleichheit und kann nicht von jedermann objektiv bewertet werden. Es gibt auch keine Verbote bestimmter Techniken. Solche Art ernster Wettkampf kann natürlich von einem Sportfest, wie es die moderne Olympiade ist, nicht anerkannt werden. Die in den Karate-Kata enthaltenen Techniken setzen alle einen Wettkampf im Sinne des Budō voraus. Sie wären alle verboten.

Die Kata- und *kumite*-Wettbewerbe der japanischen Karateföderation werden natürlich als moderner Sport durchgeführt. Die unter Führung der Japanischen Gesellschaft für Körpererziehung gegründete Karateföderation ist den Idealen der modernen Olympiade verpflichtet. Hämische Bemerkungen zu den heutigen Katawettbewerben, es handele sich um »Tanz-Karate«, muß man in Kauf nehmen. Es sind eben durch die Modernisierung entstandene Wettkampfkata. Als Budō würden die Karate-Kata natürlich anders aussehen.

Das Vollkontakt-Karate ist als Antithese zu diesem modernen Karate entstanden. Aber es ist weniger eine Negation der Kata des modernisierten Wettkampfkarate als vielmehr eine Negation der Kata überhaupt. Es basiert auf einer neuen Regel, die Schläge und Tritte gegen alle Teile des Körpers mit Ausnahme des Gesichts erlaubt, sämtliche Würfe, Hebel und Bodentechniken jedoch verbietet. Wie die komplexe Technik des *Vale tudo* (»alles ist erlaubt«) im Gracie-Jūjutsu⁸⁰ stellt es eine Negation des moder-

⁷⁹ Siehe S. 86.

⁸⁰ Gracie-Jūjutsu, auch bekannt als brasilianisches Jūjutsu (auch Jiu-jitsu), ist eine von den

nen und eine Rückkehr zum antiken Sport dar. Ich kritisiere das nicht. Ich kann nur darin keine Rückkehr zum ursprünglichen Karate sehen.

Es ist einfach an der Zeit, genauer darüber nachzudenken, was Sport ist und was Budō. Die Aussage: »Wenn es um vollen Einsatz und gegenseitiges Töten geht, ist es Budō«, ist zweifelsohne zu simpel. Ebenso wenig kann man den Satz »Tradition ist Katatraining« kritiklos stehen lassen.

Trennung von Sport und Budō

Die offizielle Teilnahme von Karate an den Olympischen Spielen wäre grundsätzlich etwas Gutes. Durch eine Olympia-Teilnahme würden weltweit viele Menschen mehr über Karate erfahren, und es würde sich auf der Welt noch weiter verbreiten.

Wird jedoch keine klare Grenze zwischen Wettkampf und Budō gezogen, entsteht Durcheinander. Beides existiert parallel, und man sollte es nicht miteinander vermischen. Schließlich gibt es auch Menschen, die kein Interesse am Wettkampfsport haben und Karate ausschließlich als Budō studieren wollen.

Im Jūdō gab es einst heftige Debatten zwischen Anhängern des Budō und des Sports, in denen es z. B. um die Einführung farbiger Anzüge ging. Vor allem im Westen hatte man farbige Jūdōanzüge gefordert, um die Bewertung zu erleichtern. Das ist eine vom Standpunkt des Sports aus gesehen vollkommen gerechtfertigte Forderung, da auf diese Weise die Kämpfe einfacher bewertet werden können. Jeder kann so mit eigenen Augen sehen, wer Sieger und wer Verlierer ist. Die Argumentation der Vertreter des Budō, daß das Weiß den japanischen Geist, den Geist des Jūdō, repräsentiere, fand hier kein Verständnis. Im Wettkampf-Jūdō hat man auch ein System der Gewichtsklassen eingeführt, was ebenfalls verdeutlicht, daß es sich hier um nichts anderes als Sport handelt.

Auch in der japanischen Karateföderation hat man Verschiedenes aus-

Brüdern Carlos Gracie (1901-1994) und Hélio Gracie (1913-2009) gegründete Kampfsportart, die sich vor allen in Freefight-Wettkämpfen (*vale tudo*) als sehr effektiv bewährt hat. – Anm. d. Lekt.

probiert, um für das *kumite* ein umfangreiches Regelwerk zu schaffen. So ist man immer mehr der Idee des Wettkampfes verhaftet, und in vielen Karatevereinen, vor allem an Schulen und Hochschulen, wird fast nur noch trainiert, um in den *kumite*-Wettkämpfen Punkte zu erzielen. Es ist offenkundig, daß die Tendenz im Karate heute einseitig auf Wettkampf und Sport gerichtet ist. Betreibt man Karate als Wettkampfsport, stößt man jedoch irgendwann ganz sicher an physische Grenzen. Bei den Ausdrücken »aktiv« und »von der aktiven Laufbahn verabschieden« denkt man unweigerlich an Sport. In der Jugend kann man seine körperlichen Kräfte voll entfalten und ist vom Sport ganz erfüllt. Aber was macht man, nachdem man sich vom Sport zurückgezogen hat? Wird es dann die Möglichkeit geben, ein Karate im Geiste des Budō zu trainieren und dies lebenslang? Gibt es genügend Persönlichkeiten, die solch ein traditionelles Karate fortführen können? Unter diesem Aspekt betrachtet befindet sich das japanische Budō gegenwärtig in einer tiefen Krise.

Sundome und »Vollkontakt«

Die *sundome*-Regel⁸¹ der Japanischen Karateföderation hat dazu geführt, daß Wettkämpfe häufig nach ein und demselben Schema ablaufen: Auf kalkulierte Distanz versucht man, mit einem gesprungenen Fußtritt (*tobi ashi*) den Gegner zu überraschen, an einer Schwachstelle zu treffen. Die Blocktechniken spielen nur noch eine untergeordnete Rolle. Aber auch beim Vollkontakt-Karate sind nicht alle Blocktechniken erforderlich, denn da die Regeln Angriffe auf das Gesicht verbieten, muß es auch nicht geschützt werden. Welche Regeln auch immer in den Karatewettkämpfen zur Anwendung kommen, was so gut wie nie genutzt wird, sind die Techniken der Kata, wie sehr man sie auch studiert haben mag. Unter den Karatechniken gibt es Angriffe aufs Gesicht, Stöße mit der Schwerhand gegen die Augen, Tritte gegen die Gelenke, Hebel und Würfe. Es existieren Kata für den Kampf gegen mehrere Gegner oder Kata für den Kampf gegen bewaffnete Gegner. Die

⁸¹ *Sundome*: (jpn.) Stoppen des Stoßes vor kurz vor Auftreffen am Gegner (*no-contact*). – Anm. d. Übers.

Regeln der Karateföderation wie auch die des Vollkontakt-Karate schließen aber Situationen des realen Kampfes, wie sie für diese Kata vorausgesetzt werden, grundsätzlich aus. Das Verwenden von Karatechniken, d. h., von Techniken des ursprünglichen Karate, gilt als Regelverstoß, als Foul.

Im ursprünglichen Karate gibt es keine Regeln für *sundome* oder für den »Vollkontakt«. Und selbstverständlich gibt es diese auch nicht im Shitō-Karate. In meiner Generation, die das Karate noch von früher kennt, nimmt man solche Unterschiede gar nicht wahr. Das trifft sicher auch auf die alten okinawanischen Meister oder auch auf das alte Jūjutsu zu. »Getroffen, nicht getroffen«, diese Frage wurde einem gar nicht bewußt. Arbeitet man nicht mit realen Stößen und Tritten, kann man auch keine realistischen Blöcke üben. Die Debatte darum, ob man die Stöße am Ende abbremsen oder direkt aufschlagen soll, kam eigentlich erst auf, als Japan in die Phase des hohen Wirtschaftswachstums⁸² eintrat und immer mehr Großwettkämpfe durchgeführt wurden. Das war jedoch keine Debatte, die das Karate insgesamt betraf, sondern nur den Bereich des Wettkampfsports, denn es ging ausschließlich darum, Wettkampfgregeln festzulegen.

Es gibt nichts dagegen einzuwenden, in Wettkämpfen nach bestimmten Regeln sein Bestes zu geben, wenn man auf der anderen Seite auch intensiv Kata trainiert und sie analytisch studiert. Außerdem muß man den Wettkampf klar als solchen abgrenzen. Wenn also jemand, der Vollkontakt-Karate betreibt, auf diese Weise auch Angriffe gegen das Gesicht trainiert und solche Angriffe auch abwehren kann, ist es kein Problem, wenn er im Wettkampf das Gesicht gewissermaßen heraushält.

Etwas ganz anderes ist es aber, wenn jemand ausschließlich den Wettkampf kennt, in dem das Gesicht Tabuzone ist. Für wen die höchste Frage lautet: »Wie kann ich im Rahmen der vorgegebenen Regeln siegen?« hat den Blick für das Wesentliche verloren. Es ist das gleiche, wie wenn ein Student ausschließlich für die Prüfung lernt. Gewiß wird eine Frage wie z. B.: »Wie viele Zehen hat ein Frosch?« in Prüfungen höchstwahrscheinlich nicht gestellt. Also wird man sich auf diese Frage auch nicht vorbereiten. Grundsätzlich ist es aber problematisch, wenn man etwas deswegen nicht lernt, weil es nicht in einer Prüfung vorkommt.

⁸² Ende der 50er Jahre. – Anm. d. Übers.

Im Budō legt man die Regeln für sich selbst fest. Und das bedeutet auch, daß man danach strebt, seine Seele und seine Moral zu stählen. Wer nur danach trachtet, nach Regeln zu siegen, die andere festgelegt haben, kann schnell zum bloßen »Schläger« verkommen.

4.2 Moderner Wettkampf und Budō

Die Bewertung von Wettkampfkata

Das Problem der *kumite*-Wettkämpfe ließe sich, wie im letzten Kapitel gezeigt wurde, lösen. Schwerwiegender ist das Problem der Katawettkämpfe. Die Geisteshaltung einer Person, die eine Kata vorführt, beurteilen zu wollen, ist etwas sehr Subjektives. Es ist undenkbar, ein solches Kriterium bei Wettkämpfen als Bewertungsmaßstab heranzuziehen. – Manchmal frage ich mich, ob mein Vater, wenn er noch lebte, bei einem internationalen Katawettbewerb noch gewinnen könnte.

Es ist nicht überraschend, daß die Kata für die Wettbewerbe reformiert wurden. Besonders bei Wettkämpfen im Ausland sind Katavorführungen die eigentlichen Höhepunkte. Der Beifall und die Rufe des Publikums beeinflussen die Bewertung der Schiedsrichter. Die dort vorgeführten Kata sind in der Regel weit von ihren ursprünglichen Deutungen entfernt. Die Bewegungen wirken großspurig, und bestimmte Passagen werden absichtlich langsam vorgeführt. Das machen alle Athleten so, denn nur auf diese Weise kann man gewinnen. Selbstverständlich haben die bei Katawettbewerben antretenden Athleten hart trainiert, und die Kata, die sie vorführen, sind schwierig. Aber als Kampftechniken taugen diese Kata, die bei solchen Veranstaltungen großen Eindruck auf die Zuschauer machen, in ihrer Substanz nur noch wenig. Deshalb denke ich, man sollte die traditionellen Kata einfach in Ruhe lassen und extra Wettkampfkata schaffen, denn die Anforderungen des Sportes und des Budō lassen sich einfach nicht miteinander in Einklang bringen.

Ich habe diese Ansicht bereits im Jahre 1998 in einem Interview mit der Zeitschrift *Gekkan karate dō* vertreten und wurde vom Journalisten erstaunt gefragt: »Als Oberhaupt einer traditionellen Karateschule fän-

den Sie es wirklich richtig, neue Kata zu schaffen?« Ja, ich denke, um die Budō-Kata zu bewahren, sollte man neue Wettkampfkata entwickeln. Die Situation, die für die traditionellen Kata vorausgesetzt wird, ist einfach zu weit entfernt von den Regeln des Wettkampfs. Man könnte z. B. in eine neu geschaffene Kata zehn traditionelle Techniken integrieren und deren Vorführung auf fünf Minuten beschränken. So etwas könnten die Schiedsrichter gut bewerten. Ideal wäre wahrscheinlich, wenn man mit einer Gesamtbewertung, die sowohl die Vorführung von Kata und Partnerübungen (*kumite*) einbezieht, über Sieg oder Niederlage entscheiden würde. Man könnte auch, um das Verständnis der in den Kata enthaltenen Techniken zu prüfen, *bunkai* zu zweit vorführen lassen und so Techniken zeigen, die im Wettkampf-*kumite* nicht vorkommen. Außerdem wird sich auf diese Weise zeigen, ob beide Partner in der Lage sind, während ihrer Vorführung im Zustand des *zanshin*⁸³ zu bleiben. Dabei handelt es sich um eine Körper- und Seelenhaltung, die immer eine Reaktion auf einen Angriff des Gegners ermöglicht. Man rechnet stets damit, daß der eigene Angriff den Gegner nicht völlig außer Gefecht gesetzt hat, hält daher auch nach Beenden der eigenen Aktion das Niveau der Aufmerksamkeit aufrecht und erlaubt sich kein energetisches Erschlaffen. Eine solche Haltung von Anfang bis Ende zu bewahren, d. h., bis zum korrekten Abschluß der Techniken durch beide Partner, erfordert natürlich gegenseitiges respektvolles Verhalten.

Weiterhin könnte man auch *kumite* mit drei Gegnern einführen, die nacheinander angreifen. Um sich dagegen zu behaupten, ist die Beherrschung der Körperdrehungen besonders wichtig. Für die Angreifer ergibt sich hingegen die Notwendigkeit, koordiniert zusammenzuarbeiten, die Koordination geht dabei bis in die Abstimmung der Atmung.

Wettkämpfe für Kata und *kumite* auf solche Weise auszutragen, wäre vorteilhaft, denn so könnte man auch im Rahmen des Wettkampfsportes die Aneignung vieler Techniken des ursprünglichen Karate ermöglichen. Aber generell müßte in bezug auf Wettkämpfe eine klare Abgrenzung zum Budō erfolgen. Nur dann ließen sich die genannten Probleme lösen.

⁸³ *Zanshin*: (jpn.) Geisteszustand im Budō, der durch innere Ruhe, Wachheit und Bereitschaft gekennzeichnet ist. – Anm. d. Lekt.

Ist das moderne Karate wirklich ein Fortschritt?

Es gibt aber ein noch ernsteres Problem, das schon zu Lebzeiten meines Vaters in Erscheinung trat und viel mit der Einbeziehung der Kata in den Wettkampfsport zu tun hat. Um etwas »Sport« nennen zu können, muß es für jeden objektiv verständlich, überprüfbar und nachvollziehbar sein. Auf den gleichen Grundsätzen beruht auch die moderne Wissenschaft. Ein Phänomen muß auf objektive Weise erklärbar sein. Um zu diesem Zweck eine in sich stimmige Theorie zu entwickeln, wird der untersuchte Gegenstand – buchstäblich oder im übertragenen Sinne – in seine Bestandteile zergliedert, vermessen und wieder zusammengesetzt. Dieser Reduktionismus ist der Ausgangspunkt der Wissenschaft. In Japan kam diese Denkweise in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, in der Azuchi-Moyama-Zeit, auf.

Im alten okinawanischen Karate gab es jedoch, wie schon an anderer Stelle erwähnt wurde, überhaupt keine Erklärungen. Die Älteren (*sempai*) erklärten buchstäblich überhaupt nichts. Sie sagten nur: »Mach's so. Nein, mehr so. Sieh mal, auf diese Art...« Das war natürlich sehr unklar. Es wurde nichts mit Worten erläutert, sondern nur in Form von Bewegungen gezeigt. Daß man einzelne Techniken benannte, z. B. als *seiken zuki* oder *yoko uke*, geschah erst zu Zeiten meines Vaters. Heutige Ausdrücke wie: »Den Tritt in der mittleren Höhe (*chūdan geri*) beherrscht er gut«, kannte man auf Okinawa nicht. Dafür bezog man sich häufig direkt auf die Hand: »Er weiß, die Hand zu gebrauchen«, oder »Er hat eine gute Hand für diese und jene Kata«.

Tatsächlich sind die Techniken unendlich wandlungsfähig. Es gibt keine einzige, die man nur in einer bestimmten Weise verwenden kann. Ein Querblick (*yoko uke*) z. B. verändert seine Ausführung entsprechend den konkreten Bedingungen. Er wird beispielsweise der vom Gegner eingesetzten Technik, seiner Körperhaltung, der eigenen Körperhaltung oder der Bodenbeschaffenheit angepaßt. Es gibt demzufolge nicht nur einen einzigen *yoko uke*. Jede Technik zu einer bestimmten Zeit, an einem bestimmten Ort, ist einmalig.

Nach dem Krieg wurde unter der Führung der Gesellschaft für Körpererziehung die Bezeichnung und Systematisierung der Techniken bis ins

Detail betrieben. Das war eine Voraussetzung für die Mitgliedschaft in dieser Organisation. Mit den alten unklaren Methoden aus der okinawanischen Ära des Karate konnte man das breite Publikum nicht ansprechen. Auch international mußte man das Karate für jeden verständlich erklären. Durch die Kategorisierung der Karate-Kata und deren Erklärung mit allgemeinverständlichen, einfachen Worten, konnte ein klares und schlüssiges Trainingssystem entstehen. Das Karate wurde modernisiert. Die »vor-moderne und vor-logische, unklare Lehr- und Führungsmethodik« wurde abgeschafft. Aber manchmal frage ich mich, ob das wirklich ein Fortschritt war oder doch eher ein fataler Rückschritt.

Fließende Techniken – vorausgehendes Bewußtsein

Wenn man heute in ein *dōjō* aufgenommen wird, lernt man zunächst die grundlegenden Stöße, Tritte und Blöcke und übt sie immer wieder. Auf Okinawa begann man hingegen sofort mit dem Training der Kata. Was ein Stoß oder ein Block war, wußte man gar nicht. Solche Unterscheidungen kamen einem gar nicht in den Sinn. Man übte einfach nur Kata. Es gab nur *Passai*-Training oder *Kōsokun*-Training usw. Etwas kühn formuliert, war eine Kata gleich einer Technik.

Die Ausbildung war sehr ganzheitlich und auf das Fließen von Angriffs- und Verteidigungsbewegungen konzentriert. Heute kann man selbst bei Dan-Trägern beobachten, daß sie stets einen stereotypen Block oder einen stereotypen Gegenangriff ausführen, genau auf die Weise, wie sie es im Training geübt haben. Aber was man dann weiter machen kann, wie man die Bewegungsmuster verändern könnte, danach fragt niemand.

Wenn man aus einem sich ständig verändernden Bewegungsfluß eine Technik besonders heraushebt, also gewissermaßen bei ihr verharret, nennt man dies im Budō »sich ansiedeln, ansässig werden« (*i-tsuki*). Das ist vergleichbar mit dem Erstarren in einer Pose für ein Foto. Verharren oder »ansässig werden« ist im Budō jedoch gleichbedeutend mit Tod.

Vor Buddha-Statuen hört man häufig Menschen sagen, daß sie ihnen wie lebendig erscheinen. Von berühmten Bildhauern geschaffene Buddha-Statuen vermitteln kein Bild der Erstarrung. In ihnen ist ein Moment der

Bewegung und Veränderung gestaltet. Natürlich gibt es auch Statuen, die erstarrt wirken. Wer aufmerksam hinschaut und mit der Sichtweise des Budō vertraut ist, erkennt den Unterschied sofort. Dieses Phänomen gibt es aber auch in der Kalligraphie (*shodō*). Erstarrte Stellen im Textbild, an denen der Fluß des Bewußtseins unterbrochen ist, erkennt man sofort.

Eine Bewegung, die nicht verharrt, ist eine Bewegung, der das Bewußtsein immer vorausgeht. Um diesen Gedanken verstehen zu können, ist das Beispiel des lauten Vorlesens gut geeignet. Wer gut vorlesen kann, wie z. B. Nachrichtensprecher, sieht nicht auf die Stelle, die der Mund gerade vorliest. Die Augen sind immer ein oder zwei Sätze weiter. Der Mund folgt dem von den Augen gelesenen nach. Anders ausgedrückt, seine Bewegungen folgen dem Bewußtsein nach. Auf diese Weise ist das Vorlesen flüssig. Bei ungeübten Vorlesern hingegen liest der Mund genau das, was die Augen gerade sehen, das Bewußtsein geht nicht voraus. Die Folge ist ein stockender Lesefluß.

Das Bewußtsein verändert und bewegt sich ständig. Folgen die Bewegungen des Körpers denen des Bewußtseins, so werden die Bewegungen unaufhörlich im Fluß sein. Diese Veränderung, dieses unaufhörliche Kreisen ist äußerst wichtig, und ich übertreibe nicht, wenn ich behaupte, daß dies der Ausgangspunkt aller japanischen Kampfkünste ist.

Mein Vater wollte Karate als Sport, als nationale Körpererziehung für die Schüler verbreiten. Deshalb engagierte er sich für die Regulierung und Systematisierung der Techniken. In seinem Buch »Einführung in die Angriffs- und Abwehrtechniken im Karate« von 1938 betonte er aber immer wieder den Grundsatz der Veränderlichkeit und der unendlichen Vielfalt der in den Kata enthaltenen Techniken. Sein Anliegen als erstrangiger Bujutsu-Meister war eben auch, daß Karate als Bujutsu, also als System von Kampftechniken, nicht verloren gehen würde.

Die Japanische Karateföderation wurde nach dem Tod meines Vaters gegründet. Sie trieb die Verwandlung des Karate zu einem Wettkampfsport voran und entwickelte detaillierte Normen. Diese Normierung ging bis in die letzten Einzelheiten – die Abstände wurden zentimetergenau festgelegt, und auch die entsprechenden Winkel zwischen den Körperteilen exakt definiert. Für den Querblick (*yoko uke*) wurde z. B. festgelegt, daß sich dabei die Faust in Schulterhöhe befindet und daß zwischen Brust und

Ellbogen eine Faustbreit Abstand zu sein habe. Durch diese für jeden verständliche technische Systematisierung entstand ohne Zweifel ein Sport, den man auf demokratische Weise verbreiten konnte. Aber das Karate ist auf diese Weise sozusagen erstarrt und wurde, vom Standpunkt des Budō aus betrachtet, zu etwas Leblosem.

In den Wettkampfkata äußert sich das Verharren gelegentlich in Extremen, oder, um es unverblümt zu sagen, es wird zu purer Angeberei. Man macht die Kata zur Show. *Kime*⁸⁴ wird auf effektvolle Weise eingesetzt. Aber dieses *kime* ist etwas anderes, als das *kime* im Bujutsu, da es nicht unter dem Gesichtspunkt des realen Kampfes erfolgt, sondern dem der Effekthascherei. Solche Angeberposen sind ein Symbol für das vollständige Erstarren der Formen. So ausgeführte Kata haben buchstäblich ihre Lebendigkeit verloren. Authentische, kämpferische Karate-Kata sind aber das genaue Gegenteil solchen Erstarrens. Das Problem besteht jedoch darin, daß solche Kata dem Publikum wahrscheinlich als unverständlich und unzugänglich erscheinen würden.

Lernen im Fluß des Trainings

In der Abhandlung *Kasshiyawa* des berühmten Matsuura Seizan (1760-1841) gibt es eine Geschichte über Yagyū Munenori⁸⁵. Einmal begleitete dieser den dritten Tokugawa-Regenten Iemitsu beim Besuch eines *nō*-Theaters.⁸⁶ Hauptdarsteller war der damals berühmte Kanze Sakon. Ie-

⁸⁴ *Kime*: (jpn.) Kurzzeitige Fokussierung der geistigen und körperlichen Energie im *hara* (vgl. Fußnote 36 auf S. 39) oder am Auftreffpunkt eines Schlages. *Kime* ist eine explosionsartige, perfekt aufs Ziel ausgerichtete Projektion der inneren Energie (*ki*). Oft wird das *kime* von einem *kiai* begleitet. – Habersetzer, R. u. G.: Encyclopédie des Arts Martiaux. Paris: Amphora 2004.

⁸⁵ Yagyū Munenori (1571-1646) war ein Meister des Schwertkampfes (*ken jutsu*). Er war der Sohn von Yagyū (Sekishusai) Muneyoshi (siehe S. 74 ff.) und der Vater von Yagyū Mitsuyoshi, des Gründers des Yagyū ryū. Yagyū Munenori war offizieller Schwertmeister am Hof der Tokugawa-Shōgunen und hat verschiedene Texte über seine Kampfkunst verfaßt. – Habersetzer, R. u. G.: Encyclopédie des Arts Martiaux. Paris: Amphora 2004.

⁸⁶ *Nō*: (jpn.) Im 14. Jh. entstandener lyrischer Theaterstil. Traditionell wurde es nur von Männern gespielt bzw. getanzt und musikalisch begleitet. Meist trägt der Hauptdarsteller

mitsu, der ein Freund der Kampfkünste war, beobachtete Sakon, wie er die Rolle des Taira no Tomomori⁸⁷ (1152-1185) tanzte, und hatte den Eindruck, daß dieser in der Handhabung der *naginata* (Schwertlanze) und in seiner Körperhaltung nicht einen einzigen Moment unaufmerksam war. Um sich seiner Wahrnehmung zu vergewissern, forderte er Munenori auf, darauf achtzugeben, ob es in Sakons Bewegungsablauf eine Stelle gäbe, wo er denken würde: »Jetzt ist er so unaufmerksam, daß ich zuschlagen könnte.«

Der mit der *naginata* (siehe Abbildung auf der gegenüberliegenden Seite) tanzende Sakon verschmolz völlig mit der Rolle des Tomomori und schien überhaupt keinen Schwachpunkt zu haben. Als Sakon während seiner Darbietungen an die vordere rechte Ecke der Bühne kam, lächelte Munenori ihm kaum merklich zu.

Nach der Vorstellung von Iemitsu nach seinen Eindrücken befragt, sagte Munenori: »Sein künstlerisches Können ist gut, seine Seele ist stark. Es gab keine Lücke, durch die man hätte eindringen können. Nur, als er nach vorn an den rechten Pfeiler kam, war er vielleicht ein bißchen unaufmerksam.«

Als Sakon nach seiner Vorstellung in die Garderobe zurückkehrte, fragte er sofort: »Wer war dieser Herr, der heute neben dem Fürsten saß?« Als er vernahm, daß es sich um den Schwertmeister der Tokugawa, Yagyū Munenori, handele, sprach er mit zutiefst zufriedener Miene: »Ja, der ist mir aufgefallen. Ich habe gefühlt, daß er mich genau beobachtete und habe mich viel mehr angestrengt als sonst. Als ich an den vorderen Pfeiler kam, mußte ich plötzlich für einen Moment Atem holen. Und genau in diesem Augenblick lächelte er ein wenig. Plötzlich hatte ich keine Kraft mehr, und danach war ich völlig erschöpft.« Als Sakon an den vorderen Pfeiler kam, war der Fluß

(*shite*) eine Maske. Die traditionellen Themen betreffen meist japanische oder chinesische Mythologie oder Literatur. In der Edo-Zeit (1603-1868) war es ein Privileg der Samurai, das *nō*-Theater zu spielen und zu besuchen. Damals hatten *nō*-Schauspieler den erblichen Samuraistatus. – Anm. d. Lekt.

⁸⁷ Die Taira waren einer der bedeutendsten Kriegerklane im mittelalterlichen Japan, auch bekannt unter dem Namen Heike oder Heiji, deren politischer Aufstieg Gegenstand des Werkes »*Heike monogatari*« ist, das Hamuro Tokinaga zugeschrieben wird. – Habersetzer, R. u. G.: Encyclopédie des Arts Martiaux. Paris: Amphora 2004. – Taira no Tomomori (1152-1185) war der Sohn von Taira no Kiyomori und einer der Clanführer und Kommandeure der Taira im Gempei-Krieg (1180-1185). – Anm. d. Lekt.



Abbildung: »Der Geist von Taira no Tomomori kehrt in die Daimotsu-Bucht zurück«, Farbholzschnitt von Yoshitoshi Taiso (1839-1892).

die Körperhaltungen, die Stellungen und das Zielen. Ein solches Vorgehen gilt heute als selbstverständlich.

Vom klassischen Yagyū ryū sagt man jedoch, daß sich die Körperhaltungen und Stellungen aus dem Training heraus entwickelten. Völlig im Gegensatz zum heutigen Kendō stand hier das »Fließen« im Mittelpunkt. Das war auch im alten Karate so. Alle Dinge der Natur kreisen in wechselseitiger Abhängigkeit. Dabei bedeutet »kreisen« sich bewegen und verändern. Diese stetige Veränderung ist das »Fließen«.

seines Bewußtseins für einen Moment unterbrochen, seine Körperhaltung erstarrte. Das hatte ein Meister der Kampfkünste wie Munenori natürlich sofort bemerkt. Als Iemitsu dies alles erfuhr, war er von dem außerordentlichen Können der beiden tief beeindruckt.

Im Sport lernt man zuerst die grundlegenden Körperhaltungen bzw. Stellungen. Beim Tennis z. B. lernt der Anfänger, wie man den Schläger hält und wie man mit ihm umgeht. Beim Baseball ist es genauso. Auch beim Karate beginnt man mit derartigen grundlegenden Dingen, und im Kendō lernt man zuerst

Der Reduktionismus des Sports

Die Essenz des Budō liegt in der Vereinigung mit der Energie der Erde. Alle Ideen und Körperbewegungen des Budō haben hier ihren Anfang. Dem liegt die Frage zugrunde, wie der Mensch sich vom Universum so viel Energie wie möglich leihen kann. In gewissem Sinne entspricht das der Idee der unendlichen Suche nach einer »absoluten höheren oder fremden Kraft«.

Dagegen ist das Prinzip der Körperlichkeit bzw. der Körperbeherrschung im westlichen Sport der Reduktionismus. Es folgt einem mechanistischen Weltbild, nach dem der Mensch als ein Mechanismus oder eine Maschine, als eine Art Roboter angesehen wird. Mit diesem Mechanismus soll maximale Energie erzeugt werden. Diese Vorstellung beruht auf der Idee einer selbständigen Kraft des Körpers. Heute machen Sporttechnik und Sportphysik sprunghafte Fortschritte. Die Ergebnisse der Sportwissenschaften werden zunehmend auch ins Training des Karate einbezogen. Damit kann man sicher sehr rational und effizient die einzelnen Teile des Körpers stählen und maximale Fähigkeiten aus ihnen herausholen. Heute folgt man nicht mehr dem Motto »japanischer Geist und westliche Technik«, sondern man verbindet »westlichen Geist mit japanischer Technik«, so daß die Prinzipien der Körperbeherrschung nun auch im Karate, in den Bewegungsabläufen der Kata, zu Prinzipien des Sports geworden sind.

Diese Transformation begann bereits in der Meiji-Zeit.⁸⁸ Mit dem Streben nach einer »reichen Nation mit einer starken Armee« wurden im kaiserlichen Heer an deutschen Vorbildern orientierte Ausbildungsmethoden eingeführt. Noch heute kann man im Fernsehen oder in den Zeitungen bei deutschen oder russischen Paradedruppen sehen, wie sie beim Marschieren die Rücken gerade strecken und die Beine im Stehschritt hochwerfen, ohne die Knie abzuwinkeln. Die japanische Armee hatte dies übernommen. Diese Art zu marschieren ist ein typisches Beispiel für den bedeutenden Einfluß, den die militärische Ausbildung auf die Körpererziehung in ganz

⁸⁸ Im Jahre 1868 begann in Japan die Meiji-Epoche. Dieser neue geschichtliche Abschnitt, der begann, als der junge Mutsuhito den Kaiserthron bestieg, stellte einen Bruch mit der feudalen Vergangenheit des Landes dar. Durch den kaiserlichen Willen wurde Japan ein modernes Land, das fortgeschrittenste des Fernen Ostens. – Habersetzer, R: Koshiki Kata – Die klassischen Kata des Karatedō. 2. Aufl. Chemnitz: Palisander Verlag 2009.

Japan ausübte, wie sie vor allem auch im schulischen Sportunterricht durchgeführt wurde.

Ende der 20er Jahre, zu Anfang der Shōwa-Zeit⁸⁹, besuchte Miki Nisaburō, der den Karateverein der Tokio-Universität leitete, die auf Okinawa verbliebenen Meister und führte seine Kata vor. Diese aber urteilten: »Das ist kein Karate«. Diese Episode illustriert das von mir beschriebene Problem. Wie schon erwähnt, wurde die Entwicklung des Karate auf der Hauptsinsel vor allem von Universitätsstudenten, also fortschrittlichen Intellektuellen, getragen. Sie waren zugleich Speerspitze der Verwestlichung und Modernisierung Japans und versuchten, das Karate den Normen der westlichen Körperkultur anzupassen. So begann schon zu Zeiten, als Meister Funakoshi und mein Vater noch das Karate repräsentierten, die Modernisierung der Bewegungslehre im Karate.



Foto 88: Tennō Mutsuhito (Meiji-tennō) (1853-1912) war der 122. Tennō von Japan. »Meiji« (»leuchtende Herrschaft«) war der Äraname (*nenjō*) seiner Regierungszeit (1868-1912). Foto aus dem Jahr 1873.

Die Wiederkehr der Antike im Wettkampfkarate

Die Verwandlung des Budō in Sport stellt auch im Jūdō und im Kendō ein sehr ernstes Problem dar. Aber im Gegensatz zum Karate waren diese

⁸⁹ Als Shōwa-Zeit (jpn. Ära des erleuchteten Friedens) wird die Regierungszeit von Kaiser Hirohito bezeichnet (1926-1989). – Anm. d. Lekt.

Künste schon ausreichend gereift, als die Wellen der Modernisierung auf sie einstürzten. Sie hatten in bestimmtem Maße die Mittel, sich selbst zu verteidigen. Sie besaßen solide technische und geistige Grundlagen. So entstammt der oben behandelte Gedanke des Verharrens oder Verweilens (*i-tsuki*) aus dem Kenjutsu. Verglichen mit Jūdō und Kendō ist die Geschichte des Karate eben noch kurz.

Das Karate erscheint mir wie ein Kind, daß von Meistern wie meinem Vater und Funakoshi Gichin früh verlassen, mit äußerster Anstrengung überlebt hat, ohne zu wissen, was genau mit ihm geschehen ist. Ihm fehlten die Begriffe und die Bezugspunkte, um die eigene Situation zu verstehen. Kinder können ihre Lebensumwelt nicht aus weitem Blickwinkel und mit kühler Distanz betrachten. Auch, daß das Wettkampfkarate als »Karate für den realen Kampf« oder »Budō-Karate« die Bühne betrat, verdeutlicht die Nöte auf der Suche nach dem richtigen Weg und läßt es als aus der Art geschlagenes Kind der Modernisierung erscheinen.

Das Wertessystem von Demokratie und Kapitalismus, wie es die Nachkriegszeit prägte, verwandelte die ganze Gesellschaft in ungekanntem Maße. Im Karate führte diese Entwicklung dazu, daß man nach stoischer Unerschütterlichkeit und zu extremen Leistungen strebte. Das Ergebnis war eine Rückkehr zum archaischen Sport des Pankration.⁹⁰ In diesem Sinne kann man sagen, daß das Karate am schmerzhaftesten vom Einfluß der Modernisierung betroffen war. Ich möchte, daß alle, die Karate betreiben und denen es am Herzen liegt, ernsthaft darüber nachdenken, wie und warum es zu dieser radikalen Wandlung des Karate gekommen ist. Und es wäre auch gut, wenn Menschen, die mit dem Karate nichts zu tun haben, in diesem Zusammenhang darüber nachdenken, was Modernisierung eigentlich bedeutet. Sechzig Jahre nach Ende des Krieges, und nachdem in jüngerer Vergangenheit auch die Strukturen des Kalten Krieges zusammengebrochen sind, wird die Modernisierung als Amerikanisierung erneut thematisiert. Und das ist, wie man weiß, nicht nur ein Problem des Karate.

⁹⁰ Vgl. Fußnote 78 auf S. 113.

4.3 Die These von der Einheit von Seele, Körper und Technik

Wie prüfte man in Zeiten ohne kumite?

In dem Aufschwung, den die Kampf- bzw. Fight-Techniken in den letzten Jahre erlebten, entstanden verschiedene komplexe Fight-Arten, für die es, wie im antiken Pankration, fast ohne Einschränkung nur eine Regel gibt, nämlich die, daß alles erlaubt ist. Ein Bekannter von mir, der ein solches Turnier im Fernsehen sah, meinte: »Die Augen der Kämpfer sind wirklich furchteinflößend. Ist das auch im Budō so?« Natürlich gibt es das im Budō nicht. Ich wiederhole mich, wenn ich sage, daß das Pankration und das Budō sich absolut nicht ähnlich sind. Das Pankration wie das *Vale tudo*⁹¹ haben Regeln und sind damit Sport, auch wenn es nur die eine Regel gibt, nach der alles erlaubt ist. Diese Kämpfe werden nicht aus Notwendigkeit heraus geführt, und damit fehlt ihnen gänzlich der geistige Hintergrund des Budō. Letzteres ist als Selbstverteidigungstechnik entstanden. Es gibt im Budō keinen anderen Grund für einen Kampf, als sich zu verteidigen. Der Gedanke, jemanden ohne einen solchen Anlaß zu schlagen, zu verletzen oder gar zu töten, ist ihm wesensfremd. Karate ist nicht für Leute da, die den Kampf lieben und suchen. Das erkennt man, wie bereits erläutert wurde, schon daran, daß alle Karate-Kata mit einem Block beginnen und mit einem Block enden.

Meister Funakoshi Gichin sagte dazu einmal: »Karate ist mit Worten schwer zu erklären, und es ist nicht einfach zu vermitteln. Man muß es in der Realität zeigen. Die Besonderheit des Karate liegt darin, daß Karate genau dann Karate ist, wenn man es nicht zum Wettkampf machen oder ökonomisieren kann. Das Wesen des Karate offenbart sich gerade dann, wenn man keine Schutzkleidung und Wettbewerbe dafür schafft.«

Budō und Sport unterscheiden sich durch ihre ursprünglichen Ziele. Das Budō ist eben nicht wie der Sport als Wettstreit geschaffen worden, für den der aktive, entschlossene Angriff das Entscheidende ist. Das Budō dient der Selbstverteidigung, und mit Selbstverteidigungstechniken kann man keinen Wettkampf bestreiten. Das Wesen des Bujutsu liegt aber im Gegen-

⁹¹ Vgl. Fußnote 80 auf S. 114.

angriff aus der Verteidigung heraus (*go no sen*). Im sportlichen Wettkampf bekommt man für solch ein Verhalten Punktabzug. Bei Jūdōwettkämpfen sieht man oft, daß Athleten, die nicht angreifen und sich nur auf die Verteidigung zurückziehen, verwahrt werden.

Ursprünglich, auf Okinawa, gab es im Karate keinen Wettkampf, auch nicht das, was man heute freies *kumite* nennt, also *randori*-Übungswettkämpfe, bei denen man Techniken frei einsetzen kann. Bei meinem Vater war so etwas strikt verboten. Das war auch unter Meister Funakoshi so, der damit seinen okinawanischen Lehrern folgte. Charakteristisch hierfür ist ein Vorfall an der Tokio-Universität, der sich Ende der 20er Jahre ereignete. Der dortige Karateverein schlug ein »Realkampf-Karate« vor, bei dem auch Schutzkleidung getragen werden sollte. Meister Funakoshi lehnte das ab und veranlaßte den Rücktritt des Verantwortlichen.

Dennoch gab es auch im okinawanischen Karate Möglichkeiten des Kräftemessens. Junge Leute, die Karate trainierten, prüften sich im realen Kampf, den man *kake dameshi* nannte. Wenn jemand um ein solches Kräftemessen bat, gingen die beiden dazu in der Stunde der Abenddämmerung mit Zeugen an einen geeigneten freien Platz oder eine Straßenecke. Einer der Zeugen fungierte als Schiedsrichter. Da es damals noch keine Straßenbeleuchtung gab, mußten die beiden im Licht der Laternen kämpfen, die die Umstehenden hochhielten. Je nach Situation beendete der Schiedsrichter den Kampf. Er sagte vielleicht: »Du mußt noch mehr üben...«, gab Ratschläge und urteilte. Dabei kamen auch von den anderen Anwesenden viele technische Hinweise.

Auch mein Vater wurde häufig zu solchen Kämpfen gebeten und agierte für Freunde als Schiedsrichter. Das waren aber keine Wettkämpfe wie heute. Sicher waren es ernste Kämpfe, bei denen »alles erlaubt« war, aber man schlug den Gegner nicht erbarmungslos zusammen. Man diente einander, um seine Stärken herauszufinden und seine Schwächen auszugleichen. Diese Übung war nicht ein gegeneinander gerichtetes Kräftemessen, sondern ein Miteinander-Arbeiten.

Harmonie statt Wettkampf

Ist jeder nur daran interessiert, einseitig den Gegner handlungsunfähig zu machen und zu besiegen, ist das natürlich kein »Miteinander-Arbeiten«. Um gemeinsam ein gutes Miteinander zu schaffen, muß der Gegner ebenso frei agieren können wie man selbst. Die Gegenseitigkeit wird entscheidend. Man dient einander und nutzt die angebotenen Techniken aus. In einem solchen Kampf wird die ganze Persönlichkeit eingesetzt. Es kommt nicht darauf an, allein zu glänzen. Ein gutes Miteinander ist erreicht, wenn beide zu Glanz und Geltung kommen, indem sie sich aneinander schärfen und polieren. Man vertraut sich dem Gegner an und spiegelt sich in ihm. Deshalb betrachtet man auch sich selbst, wenn man den Gegner betrachtet.

Wenn sich beide bemühen, in solch einer Stimmung zu agieren, kann das Miteinander bis zu einem Zustand energetischer Übereinstimmung (*aiki*) führen. Das ist eine essentielle Erfahrung zwischenmenschlicher Beziehung und weit entfernt von einem Wettkampf um Sieg und Niederlage. Dies im Lebensalltag umzusetzen, bedeutet, das Gesetz des Krieges in das Gesetz des Friedens, Kampf (*bu*) in Zivilisation oder Kulturgut (*bun*), zu verwandeln.

Es gibt den Begriff *taiwa*, der gegenseitiges Harmonisieren bedeutet. Dieser Begriff stammt von Kiichi Högen, der die älteste japanische Schrift über die Kriegskunst hinterließ. Er lebte in der Gempei-Zeit, vom Ende des 11. bis Ende des 12. Jahrhunderts, am Fuße des Kurama-Berges im Norden des heutigen Kyoto. Der große Tengu-Berggeist⁹², der Ushiwakamaru (Kindernamen von Minamoto Yoshitsune⁹³) das kriegerische (*beihō*) Ninjutsu gelehrt haben soll, war sehr wahrscheinlich jener Kiichi Högen. In der von ihm verfaßten Schrift gibt es einen Ausspruch, den der Altmeister des Aikidō, Ueshiba Morihei, gern zitierte: »In Konfrontation harmonisiere! 5 und 5 ist 10. Aber 1 und 9 sind auch 10. 2 und 8 ebenso.« Damit wollte er zum Ausdruck bringen, daß es nicht so wichtig sei, wer der Stärkere ist, sondern daß es selbst im Wettstreit auf das Miteinander ankomme. Leute wie ich können dazu nur zustimmend nicken. Aus der heute

⁹² Siehe Fußnote 174 auf S. 206.

⁹³ Siehe S. 28.

üblichen Sicht, vom Standpunkt des modernen Sports oder dem von Sieg und Niederlage ergibt dieser Ausspruch wahrscheinlich wenig Sinn.

»Im Karate gibt es keinen ersten Angriff«

In den Biographien von Kriegerern findet man häufig Beschreibungen von Kämpfen und Heldentaten. Für die alten Kampfkunstmeister von Okinawa trifft das kaum zu. Von Meister Itosu z. B., dem Lehrer meines Vaters, dessen ganzes Leben vom Karate geprägt war, gibt es keinerlei Berichte darüber, daß er mit irgend jemandem gekämpft oder gestritten hätte. Er war als Budō-Meister ein Mann von noblem Charakter und hoher Moral. Von Yamaoka Tesshū (1836-1888), einem Meister des Schwertkampfes, heißt es, daß er nicht ein einziges Mal mit seinem Schwert einen Menschen getötet habe. Er erwarb sich großen Ruhm als Gründer eines Stils⁹⁴, der zum Ziel hatte »im Kampf zu siegen, ohne das Schwert zu nutzen« (»*mute shōryū*«). Diese Haltung, die darin besteht, keine Waffe benutzen zu wollen und den anderen nicht zu verletzen, ist identisch mit dem geistigen Prinzip (*shin*), während der Wille zu siegen auf den Prinzipien der Technik (*gi*) und des Körpers (*tai*) beruht.⁹⁵ Auf der Einheit dieser drei Aspekte beruhen alle klassischen Kampfkünste. Das heutige Durcheinander erwächst vorrangig daraus, daß man zwischen dem geistigen Prinzip (*shin*) und den physischen Prinzipien (*gi* und *tai*) nicht mehr klar zu unterscheiden weiß. Den Satz »Im Karate gibt es keinen ersten Angriff« muß man im psychologischen und im technischen Sinne interpretieren. Heute betrachtet man aber nur die physischen Aspekte *gi* und *tai*. Dies liegt an einer Denkweise,

⁹⁴ Ittō Shoden Mutō ryū. *Mutō*: (jpn.) ohne Schwert. – Anm. d. Lekt.

⁹⁵ *Shin-gi-tai*: In der Praxis einer klassischen Kampfkunst, Budō, die drei Elemente, die die Effektivität fördern. Das, was aus dem Geistigen (*shin*) hervorgeht, das, was aus der Technik (*gi*) kommt und das, was durch die körperlichen Aspekte (*tai*) beigetragen wird. Mitunter wird den Begriffen auch der Sinn Himmel (*shin*), Erde (*gi*) und Mensch (*tai*) verliehen. Alle drei Aspekte bilden eine Einheit, und man kann nicht einen davon beeinflussen, ohne daß die anderen davon betroffen sind. Ihre Integration stellt den Ausdruck der Meisterschaft auf dem Weg (*dō*) dar. Von Yamaoka Tesshū stammt der abgewandelte Ausdruck »*shin-gi ittai*« (»Geist und Technik sind eins«). – Habersetzer, R. u. G.: Encyclopédie des Arts Martiaux. Paris: Amphora 2004.

die ihre Wurzeln im Dualismus hat. In der Welt des Dualismus denkt man nur in Gegensatzpaaren wie »gut und schlecht«, »Sieg und Niederlage«, »richtig und falsch«, »ja und nein«, »kalt und warm«, »verwirrt und erleuchtet«. Nach dieser Logik ist der Satz »Im Karate gibt es keinen ersten Angriff« irrational. Denn um z. B. die Gerechtigkeit und andere höhere Werte der Menschen zu schützen, kann der Angriff notwendig sein. Manchmal muß man auch, um den Ausbruch von Gewalt in der Familie oder unter Bekannten zu unterbinden, im Moment unmittelbar vor dem Ausbrechen (*sen no sen*) bzw. weit im voraus (*sensen no sen*) eingreifen.

Aus diesen Gründen wird der Leitsatz »Im Karate gibt es keinen ersten Angriff« im allgemeinen als psychologische Belehrung mit folgendem Sinn interpretiert: »Karate lernt man nicht, weil man gern kämpft, sondern weil man, der Moral des Kriegers folgend, den Kampf beenden will.« Und man ergänzt: »Die Techniken des Karate wendet man nicht für seine privaten Auseinandersetzungen an.«

Ich denke aber, daß es daneben noch eine höhere, seelisch-spirituelle Erklärungsebene gibt. Wer das Karate praktiziert, sollte es auch als Schulung der Seele betreiben und das Ganze als *kōan* verstehen. Ein *kōan* ist eine Problemstellung, die ein Zen-Priester, vor allem im Rinzai-Buddhismus, als Mittel nutzt, um Novizen zur Erleuchtung zu führen.⁹⁶

Von Hakuin Ekaku (1686-1769), der Anfang des 18. Jahrhunderts den Rinzai-Zen-Buddhismus erneuerte, stammt der *kōan*: »Was ist das Klatschen einer Hand?«⁹⁷ Auf derartige Meditationssprüche gibt es keine rationale Antwort. Was für ein Ton sollte das sein, den eine einzige Hand erzeugt? Einen solchen Ton sollte es eigentlich gar nicht geben. Also soll der Zen-Schüler in sitzender Meditationshaltung (*zazen*) nachdenken über den Ton eines Klatschens, den es eigentlich nicht geben kann. Die Antwort, die er findet, gibt er dann dem Zen-Meister. Der eine rezitiert beispielsweise einfach nur ein Gebet: »Über alles verehrter heiliger Buddha.«⁹⁸ Ein anderer schlägt vielleicht mit der flachen Hand auf die Wange

⁹⁶ Diese Problemstellung, das *kōan*, ist ein Paradoxon, das als Rätselspruch erscheint. – Anm. d. Übers.

⁹⁷ *Sekishu no onjō*.

⁹⁸ *Namu shaka muni butsu*.

des Meisters.⁹⁹ Da es keine bestimmte rationale Antwort gibt, kommt es darauf an, was auf seelischer Ebene übermittelt wird. Deshalb kann es vorkommen, daß bei gleicher Antwort, allein durch die Wahrnehmung des seelischen Zustandes durch den Meister, der eine akzeptiert wird und der andere mit dem Ruf: »*Nama satori!*« (»Pseudo-Erleuchtung!«) einen Tritt bekommt. Ich denke, daß der Spruch »Im Karate gibt es keinen ersten Angriff« und damit das Karate selbst auch so etwas wie ein *kōan* ist, über den der Lernende ein Leben lang nachdenken muß. Deshalb kann man das Karate auch »Zen in Bewegung« (*ugoku zen*) nennen.



Gemälde von Hakuin Ekaku, das Linji Yixuan (jpn. Rinzai Gigen) darstellt, den Gründer der Linji-Schule des Chán-Buddhismus, aus der in Japan die Rinzaï-Schule des Zen-Buddhismus wurde.

⁹⁹ ...in dem sich häufig als Irrtum erweisenden Glauben, sich das nun erlauben zu dürfen, da man ja schließlich erleuchtet und somit von seinem Meister unabhängig geworden sei. – Anm. d. Übers.

II

Der Geist des Budō